

**FELIX SALTEN**



# **JOSEFINE MUTZENBACHER**

**DIE GESCHICHTE EINER WIENERISCHEN DIRNE VON IHR SELBST ERZÄHLT**

**Felix Salten**

# **Josefine Mutzenbacher (Die Geschichte einer Wienerischen Dirne von ihr selbst erzählt)**

**Bereicherte Ausgabe.**

*Einführung, Studien und Kommentare von Isabell Hofmann*

Published by

**MUSAICUM**

Books

- Innovative digitale Lösungen & Optimale Formatierung -

[musaicumbooks@okpublishing.info](mailto:musaicumbooks@okpublishing.info)

Bearbeitet und veröffentlicht von Musaicum Press, 2021  
EAN 4066338113085

# Inhaltsverzeichnis

[Einführung](#)

[Synopsis](#)

[Historischer Kontext](#)

**[Josefine Mutzenbacher \(Die Geschichte einer Wienerischen Dirne von ihr selbst erzählt\)](#)**

[Analyse](#)

[Reflexion](#)

[Unvergessliche Zitate](#)

[Notizen](#)

# Einführung

## Inhaltsverzeichnis

Zwischen schonungsloser Selbstentblößung und kalkulierter Inszenierung verhandelt Josefine Mutzenbacher die Frage, wie ein Ich, das aus den Schatten der Großstadt hervorgeht, seine Geschichte behauptet, während dieselbe Gesellschaft, die es neugierig konsumiert, es zugleich moralisch verurteilt, und wie Begehren, Sprache und ökonomischer Zwang sich in einer Stimme verschränken, deren Offenheit ebenso provoziert wie sie soziale Realitäten entlarvt, sodass Leserinnen und Leser sich unweigerlich zwischen Faszination, Unbehagen und kritischer Distanz bewegen, wenn sie einer Erzählung folgen, die den Glanz und das Elend der urbanen Moderne in untrennbarer Nähe zeigt.

Das Buch, anonym 1906 veröffentlicht und weithin Felix Salten zugeschrieben, gehört zur erotischen Literatur und ist zugleich ein Milieu- und Großstadtroman der Wiener Moderne. Sein Schauplatz ist Wien zur späten Habsburgermonarchie, eine Stadt im Spannungsfeld von imperialem Glanz, wachsender Urbanität und sozialer Härte. Der Publikationskontext ist von Zensur, Skandalwahrnehmung und neugieriger Leserschaft geprägt, was die Rezeptionsgeschichte bis heute mitbestimmt. In der Form einer autobiografisch gefärbten Ich-Erzählung nutzt der Text die unmittelbare Perspektive, um Milieus, Umgangssprache und Atmosphäre der Halbwelt einzufangen, ohne den Anspruch einer dokumentarischen Genauigkeit zu erheben.

Die Ausgangssituation ist die einer Frau, die rückblickend ihren Lebensweg aus einfachen Verhältnissen erzählt und

die Stadt als Bühne ihres Werdens zeichnet. Die Stimme ist direkt, wendig und von Wiener Färbung, mit einem Sinn für szenische Zuspitzung und erzählerischen Schwung. Der Stil wirkt mündlich, oft episodisch, und schafft ein bemerkenswertes Nähegefühl, das gleichermaßen verführerisch und irritierend sein kann. Tonal verschiebt sich der Text zwischen Leichtfüßigkeit, Ironie und ernster Beobachtung sozialer Lagen. Das Leseerlebnis ist von Tempo, Sprachwitz und Milieuzeichnung geprägt, ohne dabei den Blick für strukturelle Bedingungen zu verlieren.

Thematisch kreisen die Kapitel um Machtverhältnisse, soziale Mobilität und die ökonomischen Bedingungen von Intimität im urbanen Raum. Zentral ist die Frage, wie sich Identität in einem Umfeld formt, in dem Rollen, Blicke und Erwartungen verhandelt werden. Die Erzählung lotet die Spannung zwischen Selbstermächtigung und instrumentalisierenden Kontexten aus, reflektiert den Einfluss von Klasse und Geschlecht und zeigt, wie Körper, Arbeit und Sprache miteinander verwoben sind. Zugleich stellt sie die Problematik von Authentizität und Inszenierung in autobiografisch anmutenden Texten vor, verschiebt Grenzen der Sittlichkeit und zwingt zu einer Auseinandersetzung mit moralischen Doppelstandards.

Für heutige Leserinnen und Leser bleibt das Werk relevant, weil es Fragen nach Agency, sozialer Verwundbarkeit und der Kommerzialisierung privater Erfahrung verhandelt, die in der Gegenwart neue Formen gefunden haben. Es zeigt, wie urbane Modernität nicht nur Freiheiten, sondern auch neue Abhängigkeiten produziert. Die anhaltenden Kontroversen um Zensur, Öffentlichkeit und die Rolle des Marktes bei der Formung von Begehren spiegeln Debatten, die Medienkulturen und digitale Ökonomien bis heute prägen. Darüber hinaus erlaubt der

Text, die Verflechtung von literarischer Tradition, Skandalökonomie und gesellschaftlichen Normen im historischen Längsschnitt zu beleuchten.

Die Erzählhaltung fordert eine kritische Lektüre, die historische Kontexte, sprachliche Register und implizite Blickordnungen mitbedenkt. Wer die teils derbe, zugleich kunstvoll rhythmisierte Sprache als bewusstes Gestaltungsmittel erkennt, sieht besser, wie der Text Faszinationsmechanismen offenlegt, statt sie nur zu bedienen. Hilfreich sind Ausgaben mit kommentierenden Nachworten, die Publikationsgeschichte und Zuschreibung erörtern, sowie Vergleiche mit anderen Werken der Wiener Moderne, um Motivik, Topographie und Tonlage genauer einzuordnen. So entsteht ein reflektiertes Verständnis jenseits von Skandalrhetorik oder rein voyeuristischem Interesse.

Als Grenzgang zwischen erzählerischer Attraktion und sozialkritischer Beobachtung ist Josefine Mutzenbacher ein Stachel im Fleisch der bürgerlichen Kultur und ein Spiegel der Ambivalenzen der Moderne. Die anonyme Veröffentlichung, die Zuschreibung an Felix Salten und die wechselvolle Rezeptionsgeschichte bündeln Fragen nach Autorschaft, Stimme und Verantwortung. Wer das Buch liest, begegnet nicht nur einer provokativen Selbstdarstellung, sondern auch einer Erkundung von Stadt, Sprache und Macht. In dieser Spannung liegt seine dauerhafte Wirksamkeit: Es zwingt zur Positionierung und eröffnet, bei aller Irritation, einen Raum für produktive, zeitgenössische Diskussionen.

# Synopsis

## Inhaltsverzeichnis

Das 1906 anonym erschienene Werk, weithin Felix Salten zugeschrieben, bietet eine retrospektive Ich-Erzählung aus dem Wien der Jahrhundertwende. In episodisch geordneten Erinnerungen zeichnet die Erzählerin ihren Weg durch die Stadt und das soziale Gefüge nach, wobei Milieubeobachtung und persönliche Selbstdarstellung ineinandergreifen. Die Handlung folgt einem konsequenten, chronologischen Verlauf, bleibt jedoch szenisch und fragmentarisch, was den Eindruck einer mündlichen Lebensbeichte verstärkt. Schauplätze, Dialektfärbungen und Alltagsdetails verankern den Text in der konkreten Topografie der Vorstädte und der Vergnügungsorte. Zugleich nutzt das Buch die Perspektive einer marginalisierten Figur, um die Spannungen einer hierarchischen, moralisierenden Gesellschaft nüchtern offen zu legen.

Der Anfang umkreist das Aufwachsen in prekären Verhältnissen: beengte Wohnräume, unzuverlässige Erwerbsarbeit der Erwachsenen, und eine früh erlernte Aufmerksamkeit für Blicke, Gesten und Anspielungen, die soziale Grenzen markieren. Ohne psychologische Ausdeutung zeigt die Erzählerin, wie Not und neugierige Selbstbeobachtung zusammenwirken und ihr Verständnis von Körper, Attraktivität und Tauschwert prägen. Der Familienrahmen bleibt von Versäumnissen, Zufällen und opportunistischen Entscheidungen bestimmt. Aus kleinen Gefälligkeiten, Rollenproben und Alltagsintrigen entwickelt sich eine Haltung, die Anpassung und Eigenwillen mischt. Es entsteht ein nüchternes Bewusstsein dafür, dass

Anerkennung und Versorgung nicht allein durch Moral, sondern durch kalkulierte Präsenz und geschicktes Verhandeln gesichert werden.

Mit den ersten selbständigen Schritten in die Stadt verdichtet sich der Kontakt zur Erwachsenenwelt des Vergnügens, der Arbeit und des schnellen Geldes. Wirtshäuser, Theater, Straßen und Parks werden zu Bühnen, auf denen die Erzählerin Beobachtungs- und Darstellungsfähigkeit übt. Begegnungen mit Vermittlern, Schutzfiguren und Nutznießern führen in Milieus, deren Regeln unausgesprochen, aber wirksam sind. Die Protagonistin erprobt Strategien, um Gefahren zu umgehen, Chancen zu erkennen und den eigenen Handlungsspielraum zu erweitern. Dabei entsteht ein ambivalentes Selbstbild: zugleich Objekt wechselnder Begehrlichkeiten und Subjekt einer pragmatischen Lebensklugheit, die Zuwendung, Sicherheit und ein Minimum an Unabhängigkeit zu balancieren versucht.

Der weitere Verlauf schildert den sozialen Aufstieg innerhalb des Halbwelt-Kosmos: von improvisierten Arrangements zu stabileren Verhältnissen, in denen Kontakte zu unterschiedlichen Klassen profitabel werden. Die Erzählerin lernt, Auftritt, Kleidung und Sprache als Instrumente zu nutzen, liest Absichten aus kleinsten Zeichen und handelt Preise, Zugänge und Diskretion aus. Freundschaften und Rivalitäten mit anderen Frauen strukturieren den Alltag; Solidarität und Konkurrenz wechseln je nach Lage. Die Schauplätze wechseln zwischen privaten Zimmern, Etablissements und bürgerlichen Interieurs. Wirtschaftliche Selbstbehauptung, körperliche Gesundheit und Reputation bilden ein fragiles Dreieck, dessen Gleichgewicht stets neu austariert werden muss.

Konflikte verdichten sich, sobald moralische Rhetorik und tatsächliche Praktiken auseinanderfallen. Geistliche, Beamte, Militärs und Honoratioren erscheinen als Teil eines Systems, das Bedürfnisse verurteilt und zugleich aus ihnen Nutzen zieht. Die Erzählerin konfrontiert Gewaltandrohungen, Erpressung und Willkür, begegnet aber auch unverhoffter Fürsprache. Ihre Haltung bleibt pragmatisch: Sie wägt Risiko gegen Ertrag, Nähe gegen Autonomie. Das Buch zeigt, wie Recht, Polizei und Medizin regulierend eingreifen, ohne die Ursachen von Armut und Abhängigkeit zu lindern. So entsteht ein Kaleidoskop aus Doppelmoral, institutioneller Kontrolle und individueller List, das die sozialen Oberflächen des glänzenden Wien Risse bekommen lässt.

Formal prägen Umgangssprache, Wiener Dialekt und kalkulierte Naivität den erzählerischen Ton, der zwischen derben Pointen, lakonischer Präzision und milder Ironie pendelt. Der Realismus der Details begünstigt einen voyeuristischen Lesereiz, den der Text selbst reflektiert, indem er Bühne und Publikum thematisiert. Die anonyme Veröffentlichung und die häufige Zuschreibung an Felix Salten bilden Teil seiner Rezeptionsgeschichte; das Buch war vielfach umstritten, zensiert und zugleich weit verbreitet. Diese Spannung zwischen Skandal und Sozialstudie trug wesentlich zur anhaltenden Bekanntheit bei und lenkte den Blick auf Fragen von Autorenschaft, Authentizität und der literarischen Darstellung des Marginalisierten.

Im Ganzen entfaltet sich weniger eine lineare Triumph- oder Opfergeschichte als ein präzises Sittenbild der Stadt um 1900, gesehen aus einer marginalisierten, doch handlungsfähigen Perspektive. Leitend sind Fragen nach Tausch, Macht, Schein und Selbstbestimmung unter ökonomischem Druck. Ohne sentimentale Verklärung und

ohne moralisches Exempel zeigt der Text, wie Rollen, Körper und Sprache zu Ressourcen werden und wie schnell diese Ressourcen prekär bleiben. Seine nachhaltige Wirkung liegt in der doppelten Lesbarkeit als Milieuerzählung und Gesellschaftskritik, die das Verhältnis von Moral und Begehren, öffentlicher Ordnung und privater Lebenspraxis offenlegt, ohne die Ambivalenzen endgültig aufzulösen.

# Historischer Kontext

## Inhaltsverzeichnis

Das 1906 anonym in Wien erschienene Buch entstand im späten Habsburgerreich, in der Metropole der Doppelmonarchie Österreich-Ungarn. Prägende Institutionen der Stadt waren Hof und Verwaltung der Monarchie, die katholische Kirche, Universität und Allgemeines Krankenhaus, die kommunale Polizei samt Sittenaufsicht sowie eine lebhafte Presse- und Theaterlandschaft. Gleichzeitig formten Kaffeehäuser, Verlage und Zensurtraditionen das kulturelle Klima der Wiener Moderne. In dieser Umgebung entwickelte sich ein intensiver öffentlicher Diskurs über Moral, Kunst und Sexualität. Das Werk nutzt die Großstadt als Bühne und verweist auf die sozialen und institutionellen Rahmenbedingungen, unter denen Leben, Arbeit und Vergnügen in Wien um 1900 organisiert waren.

Zwischen 1850 und 1910 wuchs Wien durch Industrialisierung und Migration rasant auf knapp zwei Millionen Einwohner. Der Bau der Ringstraße, die Eingemeindung der Vororte und die Gründerzeit schufen repräsentative Boulevards neben dicht besiedelten Arbeiterbezirken. In Mietskasernen, Hinterhöfen und Gassen verdichtet, existierten Armut, Gelegenheitsarbeit und Kinderarbeit neben bürgerlichem Wohlstand und Unterhaltungskultur. Wohlfahrtsvereine, kommunale Fürsorge und karitative Orden versuchten Not zu lindern, während Vergnügungsviertel, Wirtshäuser und Varietés blühten. Diese urbane Topographie, die Nähe von Elend und Vergnügen, bildet den realen Hintergrund, vor dem die

erzählte Lebenswelt einer „wienerischen Dirne“ für zeitgenössische Leser erkennbar und nachvollziehbar wurde.

Die Prostitution war in Wien wie in vielen europäischen Großstädten polizeilich reglementiert. Registrierte Prostituierte unterlagen Meldepflichten und regelmäßigen gesundheitlichen Kontrollen, was mit zeitgenössischen Ängsten vor Syphilis und anderen Geschlechtskrankheiten begründet wurde. Die Sittenpolizei und städtische Sanitätsbehörden überwachten bestimmte Lokale und Wohnadressen; Verstöße konnten Haft oder Zwangsuntersuchungen nach sich ziehen. Parallel prägten medizinische und wissenschaftliche Diskurse die Wahrnehmung von Sexualität: In Wien wirkten Richard von Krafft-Ebing mit seiner *Psychopathia sexualis* (ab 1886) und Sigmund Freud mit den Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie (1905). Diese Wissensordnungen rahmten Debatten über Moral, Devianz, Schutz der Jugend und städtische Ordnungspolitik.

Die literarische Szene des Fin de Siècle in Wien – Jung-Wien, Wiener Moderne, Naturalismus und psychologischer Realismus – experimentierte mit Perspektiven, Dialekt und Alltagsmilieus. Das Feuilleton, satirische Zeitschriften und Kleinverlage verbreiteten Grenzgänge zwischen Hochkultur und Massenware. Erotische Literatur zirkulierte häufig anonym oder unter Pseudonym, um juristische und gesellschaftliche Sanktionen zu umgehen. Dialektale Redeweisen galten als Mittel sozialer Authentizität und wurden auch in Prosa eingesetzt, um urbane Lebenswelten hörbar zu machen. Vor diesem Hintergrund fügt sich die Ich-Erzählform und das Wienerische als Markenzeichen des Buches in bestehende Formen von Milieustudie, Bekenntnisliteratur und städtischer Sittengeschichte.

Josefine Mutzenbacher erschien 1906 anonym und verbreitete sich rasch im deutschsprachigen Raum. Zeitgenössische Stimmen und spätere Forschung schrieben den Text weithin dem Wiener Journalisten und Schriftsteller Felix Salten zu; ein definitiver Urhebernachweis fehlt, doch die Zuschreibung ist verbreitet. Salten, 1869 in Pest geboren, in Wien aufgewachsen, war ein profilierter Feuilletonist und Autor, später international bekannt durch Bambi (1923). Anonymität diente bei einschlägigen Titeln dem Schutz vor strafrechtlicher Verfolgung und gesellschaftlicher Ächtung. Der Roman nutzt eine autobiografisch stilisierte Ich-Stimme, um ein städtisches Unterklasseumfeld zu evozieren, und knüpft damit an populäre und zugleich anstößige Stoffe der Zeit an.

Schon früh geriet das Buch in den Fokus der Sittlichkeitsdebatte, und Ausgaben wurden in Österreich und Deutschland wiederholt beschlagnahmt oder verboten. Unterschiedliche politische Regime – späte Monarchie, Erste Republik, autoritäre Ständestaat-Phase, nationalsozialistische Herrschaft und Nachkriegszeit – hielten an verschiedenen strengen Obszönitätsnormen fest, sodass das Werk teils nur unter dem Ladentisch kursierte. Mit der Liberalisierung von Sexualmoral und Medienmärkten in den 1960er und 1970er Jahren wurde es breiter verfügbar, blieb jedoch Gegenstand jugendschutzrechtlicher und strafrechtlicher Auseinandersetzungen. Die Spannweite der Reaktionen – von Verbot bis Kanon der Erotikliteratur – dokumentiert wechselnde Grenzziehungen zwischen Kunst, Pornografie und Sittlichkeit.

In den 1970er Jahren entstanden im deutschsprachigen Raum populäre Filmadaptionen, die Titel und Figur aufgriffen und in das Genre der Sexkomödie überführten. Diese Adaptionen fielen in eine Phase stärkerer Medialisierung von

Sexualität und öffentlicher Debatten über Pornografie, Jugendschutz und Frauenbilder. Parallel setzten Literaturwissenschaft und Kulturgeschichte das Buch als Quelle ein, um Sprache, Milieuzeichnungen und Moralvorstellungen des Wiener Fin de Siècle zu analysieren. Übersetzungen trugen zur internationalen Verbreitung bei. Das Fortleben in verschiedenen Medien zeigt, wie der Stoff über seinen Entstehungszeitraum hinaus in kulturellen Auseinandersetzungen um Darstellung von Sexualität, Klasse und urbanem Leben präsent blieb.

Als historisches Dokument lässt sich der Roman als Spiegel einer Epoche lesen, die zwischen Modernisierungsschub, sozialer Ungleichheit und normativer Regulierung der Sexualität gespannt war. Die Figur der „wienerischen Dirne“ und die Wahl einer erzählenden Ich-Stimme verweisen auf zeitgenössische Diskurse über Selbstbestimmung, Verwundbarkeit und Kontrolle im großstädtischen Alltag, ohne diese Debatten selbst zu theoretisieren. In der Forschung gilt das Buch zugleich als Milieustudie und als Provokation gegenüber bürgerlichen Moralansprüchen. Dadurch fungiert es – jenseits seines Skandalwerts – als Kommentar zur Wiener Moderne: Es bündelt ihre Widersprüche zwischen ästhetischer Avantgarde, sozialer Realität und behördlicher Sittenpolitik.

**Josefine Mutzenbacher  
(Die Geschichte einer  
Wienerischen Dirne von  
ihr selbst erzählt)**

**Hauptinhaltsverzeichnis**

Vorbemerkung  
Erstes Kapitel  
Zweites Kapitel

# Vorbemerkung

## [Inhaltsverzeichnis](#)

Josefine Mutzenbacher – ihr Name lautete in Wirklichkeit ein wenig anders – wurde zu Wien, in der Vorstadt Hernals am 20. Februar 1852 geboren. Sie stand frühzeitig unter sittenpolizeilicher Kontrolle, und übte ihr Gewerbe zuerst in wohlfeilen Freudenhäusern, der äußeren Bezirke, dann im Dienste einer Kupplerin, die während des wirtschaftlichen Aufschwungs- und Ausstellungsjahres 1873 die vornehmere Lebewelt mit Mädchenware versorgte.

Josefine verschwand damals mit einem Russen aus Wien, kehrte nach wenigen Jahren wohlhabend und glänzend ausgestattet in ihre Vaterstadt zurück, wo sie als Dirne der elegantesten Sorte noch bis zum Jahre 1894 ein auffallendes und vielbemerktetes Dasein führte.

Sie bezog dann in der Nähe von Klagenfurt ein kleines Gut, und verbrachte ihre Tage in ziemlicher Einsamkeit, zu der sich dann bald auch ihre Erkrankung gesellte. Während dieser Krankheit, einem Frauenleiden, dem Josefine später auch erlag, schrieb sie die Geschichte ihrer Jugend.

Das Manuskript übergab sie, etliche Wochen vor der schweren Operation, an deren Folge sie starb, ihrem Arzt. Es erscheint hier als ein seltenes Dokument seelischer Aufrichtigkeit, als ein wertvolles und sonderbares Bekenntnis, das auch kulturgeschichtlich für das Liebesleben der Gegenwart Interesse verdient. An den Bekenntnissen der Josefine Mutzenbacher wurde im Wesentlichen nicht viel geändert. Nur sprachliche Unrichtigkeiten, stilistische Fehler wurden verbessert, und

die Namen bekannter Persönlichkeiten, die Josefine in ihren Äußerungen meint, durch andere ersetzt.

Sie starb den 17. Dezember 1904 in einem Sanatorium.

Der Herausgeber

# Erstes Kapitel

## Inhaltsverzeichnis

Man sagt, daß aus jungen Huren alte Betschwestern werden[1q]. Aber das trifft bei mir nicht zu. Ich bin frühzeitig zur Hure geworden, ich habe alles erlebt, was ein Weib im Bett, auf Tischen, Stühlen, Bänken, an kahle Mauerecken gelehnt, im Grase liegend, im Winkel dunkler Haustore, in chambres séparées[1], im Eisenbahnzug, in der Kaserne, im Bordell und im Gefängnis überhaupt nur erleben kann, aber ich bereue nichts von alledem. Ich bin heute bei Jahren, die Genüsse, die mein Geschlecht mir bieten kann, sind im Entschwinden begriffen, ich bin reich, bin verblüht, und sehr oft ganz vereinsamt. Aber es fällt mir nicht ein, obgleich ich immer fromm und gläubig gewesen bin, jetzt Buße zu tun. Aus Armut und Elend wie ich entstammt bin, habe ich alles meinem Körper zu verdanken. Ohne diesen gierigen, zu jeder Sinnenlust frühzeitig entzündeten, in jedem Laster von Kindheit auf geübten Körper, wäre ich verkommen, wie meine Gespielinnen, die im Findelhaus[4] starben oder als abgerackerte, stumpfsinnige Proletarierfrauen zugrunde gingen. Ich bin nicht im Dreck der Vororte erstickt[2q]. Ich habe mir eine schöne Bildung erworben, die ich nur einzig und allein der Hurerei verdanke, denn diese war es, die mich in Verkehr mit vornehmen und gelehrten Männern brachte. Ich habe mich aufklären lassen und gefunden, daß wir armen, niedrig geborenen Weiber nicht so viel Schuld haben, als man uns einreden möchte. Ich habe die Welt gesehen und meinen Gesichtskreis erweitert, und alles das verdanke ich meinem Lebenswandel, den man einen »lasterhaften« nennt. Wenn

ich meine Schicksale jetzt aufschreibe, so tue ich das nur, die Stunden meiner Einsamkeit damit zu kürzen, und was mir jetzt abgeht, aus der Erinnerung wenigstens herbeizuschaffen. Ich halte das für besser als bußfertige Erbauungsstunden, die meinem Pfarrer wohl gefielen, die mir aber nicht zu Herzen gingen und mir nur eine grenzenlose Langeweile bereiten würden. Auch finde ich, daß der Lebensgang von Meinesgleichen nirgends aufgeschrieben steht. Die Bücher, die ich danach durchsucht habe, erzählen nichts davon, und es wäre vielleicht doch gut, wenn die vornehmen und reichen Herren, die sich an uns ergötzen, die uns locken und sich von uns alle unmöglichen Dinge aufbinden lassen, einmal erfahren würden, wie es in einem jener Mädchen aussieht, die sie so brünstig in ihre Arme schließen, woher es stammt, was es erlebt hat, und was es denkt.

\* \* \* \* \*

Mein Vater war ein blutarmer Sattlergehilfe, der in einem Geschäft in der Josefstadt[5] arbeitete. Wir wohnten ganz weit draußen in Ottakring[6], in einem damals neuen Hause, einer Zinskaserne[3], die von oben bis unten mit armen Leuten angefüllt war. Alle diese Leute hatten viele Kinder, und im Sommer war der Hof zu klein für ihre Schar. Ich selbst besaß zwei Brüder, die beide um wenige Jahre älter waren als ich. Mein Vater, meine Mutter, wir drei Kinder wohnten in einer Küche und einem Zimmer und hatten noch einen Bettgeher[2] mit dazu. Solche Bettgeher waren der Reihe nach wohl ein halbes hundert bei uns; sie kamen und gingen, bald friedlich, bald in Streit, und die meisten von ihnen verschwanden spurlos, ohne daß wir jemals wieder etwas von ihnen hörten. Ich erinnere mich hauptsächlich an

zwei von ihnen. Der eine war ein Schlossergeselle, ein schwarzer, traurig aussehender Bursche, der ganz kleine schwarze Augen hatte, und immer voll Ruß im Gesicht war. Wir Kinder fürchteten uns vor ihm. Er war auch immer schweigsam und sprach kein Wort. Ich entsinne mich, daß er eines Nachmittags nach Hause kam, während ich allein in der Wohnung mich befand. Ich war damals fünf Jahre alt und spielte am Boden des Zimmers[3q]. Meine Mutter war mit den beiden Buben am Fürstenfeld, mein Vater von der Arbeit noch nicht zurück. Der Schlosser nahm mich vom Boden auf und hielt mich auf seinem Schoß. Ich wollte schreien, aber er sagte leise: »Sei stad, ich tu' dir nix!« Und dann legte er mich zurück, hob mein Röckchen auf, und betrachtete mich, wie ich nackt vor ihm auf seinen Knien lag. Ich fürchtete mich sehr vor ihm, aber ich verhielt mich ganz still. Wie er meine Mutter kommen hörte, setzte er mich rasch auf den Fußboden und ging in die Küche. Ein paar Tage später kam er wieder frühzeitig nach Hause und die Mutter ersuchte ihn auf mich aufzupassen. Er versprach es, und hielt mich wieder die ganze Zeit auf seinen Knien, in Betrachtung meines nackten Mittelstückes begriffen. Er sprach kein Wort, sondern schaute nur immer auf die eine Stelle hin, und ich traute mich auch nicht, etwas zu reden. Das wiederholte sich, solange er bei uns wohnte, einigemale. Ich begriff nichts davon, und machte mir auch, nach Kinderart, keine Gedanken darüber. Heute weiß ich, was das bedeutet hat, und nenne den Schlossergesellen oft meinen ersten Geliebten.

Von dem zweiten Bettgeher werde ich später reden.

Meine beiden Brüder Franz und Lorenz waren sehr ungleich. Lorenz, der älteste, er war um vier Jahre älter als ich, war immer sehr verschlossen, in sich gekehrt, fleißig und heilig. Franz, der nur anderthalb Jahre mehr zählte als

ich, war dagegen lustig, und er hielt sich auch viel mehr zu mir als zum Lorenz. Ungefähr sieben Jahre war ich alt geworden, als ich eines Nachmittags mit Franz zu Nachbarskindern auf Besuch ging. Es war auch ein Bruder und eine Schwester, und diese Kinder waren immer allein, weil sie keine Mutter hatten, und ihr Vater in die Arbeit gehen mußte. Die Anna war damals schon neun Jahre alt, ein blasses, mageres, weißblondes Mädchen mit einer gespaltenen Lippe. Und ihr Bruder Ferdl, ein dreizehnjähriger, robuster Bub, auch ganz weißblond, aber rotwangig und breitschultrig. Wir spielten zuerst ganz harmlos[4q]. Da sagte die Anna auf einmal: »Spiel'n wir doch Vater und Mutter.« Ihr Bruder lachte und sagte: »Die will immer nur Vater und Mutter spielen.« Aber Anna bestand darauf, trat zu meinem Bruder Franz und meinte: »Also du bist der Mann und ich bin die Frau.« Und Ferdl war gleich bei mir, faßte mich am Arm und erklärte: »Da bin dann halt ich dein Mann und du meine Frau.« Sofort nahm Anna zwei Polsterüberzüge, machte zwei Wickelkinder daraus, und gab mir eines. »Da hast dazu ein Kind«, meinte sie. Ich begann die Lappendocke gleich zu wiegen, aber Anna und Ferdl lachten mich aus. »So geht das nicht. Z'erst muß man das Kind machen, dann muß man in der Hoffnung sein, dann muß man es kriegen, und dann erst kann man's hutschen!« Ich hatte natürlich schon manchmal davon reden gehört, daß Frauen »in der Hoffnung« sind, daß sie ein Kind kriegen werden. An den Storch glaubte ich auch nicht mehr so recht, und wenn ich Frauen mit einem großen Bauch sah, wußte ich ungefähr, was das bedeutet. Aber genauere Vorstellungen davon hatte ich bisher nicht gehabt. Auch mein Bruder Franz nicht. Wir standen deshalb gänzlich verdutzt und ratlos da, und wußten nicht, wie wir dieses Spiel werden versuchen, oder uns daran beteiligen können.

Aber Anna war schon zu Franz getreten und griff nach seinem Hosentürl. »Komm nur«, sagte sie, »tu ihn heraus, dein' Zipfel!« Und dabei hatte sie ihm die Hose auch gleich aufgeknöpft und seinen »Zipfel« zum Vorschein gebracht. Ferdl und ich sahen zu. Ferdl lachend. Ich mit einem Gefühl, das aus Neugierde, Staunen, Entsetzen und noch einer besonderen, mir bisher fremden Erregung gemischt war. Franz stand ganz bewegungslos da, und wußte nicht, wie ihm geschah. Unter Annas Berührung richtete sich sein »Zipfel« ganz steif in die Höhe. »Jetzt komm«, hörte ich Anna leise flüstern. Ich sah, wie sie sich auf den Boden warf, ihre Röcke hob und die Beine spreizte. In diesem Moment ergriff mich Ferdl. »Leg dich nieder«, zischelte er mir zu, und dabei spürte ich auch schon seine Hand zwischen meinen Beinen. Ganz willig legte ich mich auf den Boden, hatte meine Röcke aufgeschlagen, und Ferdl rieb sein steifes Glied an meiner Fut. Ich mußte lachen, denn sein Schwanz kitzelte mich nicht wenig, weil er mir auch auf dem Bauch und sonst überall herumfuhr. Er keuchte dabei, und lag schwer auf meiner Brust. Mir kam das Ganze unsinnig und lächerlich vor, nur eine kleine Aufregung war in mir, und nur dieser allein ist es wohl zuzuschreiben, daß ich liegen blieb, ja sogar ernsthaft wurde. Ferdl wurde plötzlich ruhig und sprang auf. Ich erhob mich gleichfalls, und er zeigte mir jetzt seinen »Zipfl«, den ich ruhig in die Hand nahm. Ein kleiner heller Tropfen war auf der Spitze zu sehen. Dann zog Ferdl die Vorhaut zurück, und ich sah die Eichel zum Vorschein kommen. Ich schob nun die Vorhaut ein paarmal hin und her, spielte damit, und freute mich, wenn die Eichel, wie der rosige Kopf eines kleinen Tieres hervorspitzte. Anna und mein Bruder lagen noch auf dem Boden, und ich sah, wie Franz ganz aufgeregt hin und her wetzte. Er hatte rote Wangen und keuchte, ganz wie Ferdl vorhin. Aber auch Anna

war ganz verändert. Ihr bleiches Gesicht hatte sich gefärbt, ihre Augen waren geschlossen, und ich glaubte, ihr sei schlecht geworden. Dann wurden die beiden auch plötzlich still, lagen ein paar Sekunden aufeinander, und standen dann auf. Wir saßen eine Weile zusammen. Ferdl hielt mich unter den Rücken mit der Hand an der Mitte, Franz tat dasselbe mit Anna. Ich hatte Ferdls Schwanz in der Hand, Anna den meines Bruders; und es war mir ganz angenehm, wie Ferdl bei mir herumfingerte. Es kitzelte mich, aber nicht mehr so, daß ich lachen mußte, sondern so, daß mir ein Wohlgefühl durch den ganzen Körper lief. Diese Beschäftigung wurde von Anna unterbrochen, die jetzt die beiden Puppen nahm, von denen sie die eine sich selbst unter das Kleid auf den Bauch legte, die andere mir. »So«, sagte sie. »Jetzt sind wir in der Hoffnung.« Wir zwei gingen nun im Zimmer herum, streckten unsere ausgestopften Bäuche heraus und lachten darüber. Dann brachten wir unsere Kinder zur Welt, wiegten sie in den Armen, gaben sie unseren Ehemännern, damit sie sie halten und bewundern sollten, und spielten eine Weile wie unschuldige Kinder. Anna kam auf die Idee, daß sie ihr Kind säugen müsse. Sie knöpfte ihre Jacke auf, zog das Hemd herab und tat so, als ob sie einem Kind die Brust reichen würde. Ich bemerkte, daß sie schon leise anschwellende Warzen hatte; und ihr Bruder trat hinzu und spielte damit; auch Franz machte sich bald an Annas Brust zu schaffen, und Ferdl meinte, es sei schade, daß ich keine Duteln habe. Dann kam eine Erklärung vom Kindermachen. Wir erfuhren, daß das, was wir eben getan hatten vögeln heiße, daß unsere Eltern dasselbe tun, wenn sie miteinander im Bett liegen, und daß die Frauen davon die Kinder bekämen. Ferdl war schon ein Ausgelernter. Er sagte uns Mädchen, daß unsere Fut noch zugewachsen sei, daß man deshalb nur von außen daran

herumwetzen könne. Er sagte ferner, daß wir einmal, wenn wir größer werden, Haare darauf bekommen, daß dann unser Loch sich öffnen wird, und daß man dann mit dem ganzen Schwanz hineinfahren können wird. Ich wollte es nicht glauben, aber Anna erklärte mir, Ferdl wisse das ganz genau. Er habe auf dem Boden die Frau Reinthaler gevögelt, und da sei sein Schwanz ganz in ihr Loch hineingegangen. Die Frau Reinthaler war die Frau eines Tramwaykondukteurs, der in unserem Haus im letzten Stock wohnte. Es war eine dicke, schwarze Frau, klein und hübsch und immer sehr freundlich. Ferdl erzählte uns die Geschichte: »Die Frau Reinthaler ist vom Waschen 'kommen. Ein' ganzen Korb voller Wäsch' hats 'tragen, und ich bin g'rad auf der Stieg'n g'wesen. Na, und wie ichs grüßt hab' sagt sie zu mir: ›Geh Ferdl, bist ein starker Bub, könntst mir wirklich helfen, den schweren Korb am Boden tragen.‹ So bin ich halt mit ihr auffi gangen, und wie wir droben sein, fragt sie mich, ›was willst denn jetzt dafür, daß du mir g'holfen hast?‹ – ›Nix‹, sag ich drauf. ›Komm, ich zeig' dir was‹, sagt sie, packt mich bei der Hand und legt sich's auf die Brust. ›Gelt ja, das ist gut?‹ Da hab' ich schon g'wußt, was los ist, denn mit der Anna hab' ich ja schon oft früher gewetzt – was?« – Anna nickte bekräftigend, als ob sich das alles ganz von selbst verstünde, Ferdl fuhr fort: »Aber ich hab' mich doch nicht getraut, und hab' nur ihre Brust fest z'sammendruckt. Sie hat sich gleich ihr Leibl aufg'macht, und hat mir's alser nackter herausgeben, und hat mich spielen lassen, und dann hat's mich bei der Nudel packt, und hat alleweil gelacht, und hat g'sagt: ›Wenn's d' niemanden was ausplauschen möchtest, derfest noch was andres tun ...‹ – ›Ich red' nix‹, hab' ich drauf g'sagt, – ›g'wiß nix?‹ fragt sie noch amal. ›Nein, g'wiß nix.‹ Na da hat sie sich übern Wäschkorb g'legt, und hat mich auf sich g'nommen, und hat mir den

Schwanz mit der Hand hineingesteckt in ihre Fut. Ganz drinn war er, ich hab's ganz genau g'spürt. Und die Haar, was sie drauf hat, hab' ich auch g'spürt.«

Anna wollte noch nicht, daß die Erzählung aus sei. »War's gut?« forschte sie weiter. »Sehr gut war's«, antwortete Ferdl trocken, »und g'stoßen hat sie, wie nicht g'scheit, und druckt hat's mich, und mit ihre Duteln hab' ich spielen müssen. Und wie's dann aus war, is sie rasch aufg'sprungen, hat sich ihr Leibl zuknöpfelt und hat ein ganz böses Gesicht g'macht. ›Schau, daß d' weiterkommst, du Lausbub‹, hat's zu mir g'sagt, ›und wenn du dich verplauscht, reiß' ich dir dein Schädel aber ...‹« Ferdl machte ein ganz nachdenkliches Gesicht. Anna aber meinte plötzlich: »Glaubst du nicht, daß er bei mir schon hineingeht?« Ferdl sah sie an, sie hielt noch immer ihr Puppenkind an der bloßen Brust, und er griff sie an, strich wie versuchend daran herum, und sie entschied endlich: »Versuch's ein bißl ...« – »Alsdann spielen wir wieder Vater und Mutter«, schlug Anna vor. Franz ging gleich zu ihr, und auch ich nahm jetzt, nach all den Belehrungen, die ich empfangen hatte, und nach der Geschichte, die ich eben vernommen, diesen Vorschlag bereitwillig an. Aber Anna wies Franz von sich. »Nein«, sagte sie, »jetzt soll der Ferdl mein Mann sein, und du bist der Pepi ihrer.« Damit rückte sie ihrem Bruder an die Seite, schob ihre Hand in seinen Hosenspalt, und er griff ihr sogleich unter die Röcke. Ich packte Franz und erinnere mich, daß ich das mit einer starken Aufregung tat. Als ich seine kleine bloße Nudel aus der Hose nahm, und die Vorhaut auf- und niederschob, spielte er mit seinen Fingern an meinem Loch, und da wir jetzt beide wußten, wie's gemacht wird, lagen wir in der nächsten Sekunde auf dem Boden, und ich regierte mit der Hand seinen Zapfen so genau, daß er mir nicht den Bauch hinauffuhr, sondern mich

Bierwagen Fässer liefert bzw. entlädt — genaue Bedeutung kann regional verschieden gewesen sein.

**8** Silbergulden: eine historische Silberwährung bzw. Münzbezeichnung, die in Teilen des deutschsprachigen Raums als Zahlungsmittel verwendet wurde; hier bedeutet sie eine kleine Geldzahlung (vgl. Gebrauch im 18.-19. Jahrhundert).

**9** Faß: gebräuchliches Wort für ein Holzfass oder -barrel; in Häusern diente ein Faß oft als einfaches Sitz- oder Abstellmöbel, besonders im Keller.

**10** Fürstenfeld: Name einer Stadt in der Steiermark (Österreich); hier wird der Ort als Schauplatz oder Bezugspunkt einer Begegnung genannt.

**11** Schillerkragen: ein großer, dekorativer weißer Kragen bzw. Ausschnitt am Kleidungsstück, bei Kindern und Herren in historischen Kleidungsstilen gebräuchlich; die genaue Modezeit wird im Text nicht näher bestimmt.

**12** Kolporteur: ein reisender Buch- oder Warenhändler, der besonders billig gedruckte Romane, Serien und Trivialliteratur anbot und Hausbesuche machte; in der Literatur wird damit oft der Vertrieb populärer Heftromane bezeichnet.

**13** Duteln: im Text ein dialektaler/umgangssprachlicher Ausdruck, hier im Kontext für körperliche Merkmale der Frau gebraucht (Kontext: ‚schöne Duteln, so dick und so weiß‘ deutet auf Brüste); der genaue regionale Gebrauch kann variieren.

**14** Im Text wird »pudern« als umgangssprachlicher/dialektaler Ausdruck für Geschlechtsverkehr verwendet und steht hier synonym zu »vögeln«.

**15** Eine »Perkailbluse« ist eine Bluse aus Perkal (Perkail), einem dicht gewebten Baumwollstoff; der Begriff bezeichnet hier also die Art des Kleidungsstücks.

**16** »Lavoir« ist ein französischer Lehnbegriff und bezeichnet ein Waschgerät oder Waschbecken bzw. einen Ort zum Wäschewaschen; im häuslichen Zusammenhang meist ein kleiner Waschtrog oder -schüssel.

**17** Das »Landesgericht« ist in Österreich/Deutschland ein Gericht höherer Instanz (regionaler Gerichtshof) und steht für staatliche Rechtsprechung; hier wird es im Sinne einer möglichen strafrechtlichen Verfolgung genannt.

**18** »Faßl« ist die Verniedlichungsform von »Faß« und meint ein kleines Fass oder Bierfass; die Wendung »auf'n Faßl pudern« bezieht sich damit vermutlich auf sexuelle Handlungen auf einem Fass/Spundfass, wie es in Wirtsstuben oder Kellern vorkommen konnte.

**19** Bezeichnung für einen römisch-katholischen Geistlichen, der als Mithilfe in einer Pfarre wirkt (eine Art Hilfspriester); genaue Dienstbefugnisse und Rang können je nach Zeit und Ort variieren.

**20** Religionslehrer oder Katechese-Beauftragter, der Kindern im Schul- oder Gemeindekontext den katholischen Glauben und den Katechismus vermittelt; die konkrete Stellung konnte laien- oder geistlich besetzt sein.